

Wie ich zur Geschichte kam

40000 Katholiken, 4000 Protestanten und 40 Juden:
Rede des Historikers Michael Brenner
zum Kulturellen Ehrenpreis der Stadt München.

Unser Haus sah von außen genauso aus wie alle anderen Häuser in der Straße. Doch nichts darin war wie in den anderen Häusern der bayerischen Kleinstadt nahe dem Eisernen Vorhang, in der 40000 Katholiken, 4000 Protestanten und 40 Juden lebten. Es war eine weiß verputzte Doppelhaushälfte aus den Fünfzigerjahren mit einem großen Garten, in dem Birken und Ahornbäume standen. Es gab einen Baum mit süßen und einen Baum mit sauren Kirschen. Umgeben war das Haus vom Vereinsheim am Fußballplatz, in dem an jedem Samstagabend angetrunkene Fans zu Heino und Udo Jürgens grölten, und von der Kaserne mit amerikanischen GIs, deren Kinder von ihren Müttern in den Wohnblöcken gegenüber auf Oberpfälzisch zum Mittagessen gerufen wurden.

Viele der Bewohner der großen Mietsblöcke auf der anderen Straßenseite waren ursprünglich Flüchtlinge, und so waren die Straßen in unserem Viertel nach Könnigsberg und Breslau, Danzig und Liegnitz, Tilsit und Karlsbad benannt. Mein Vater verbrachte die Kriegsjahre auch bei Liegnitz und Breslau, allerdings in Orten, die sich nicht mit Straßenschildern zieren durften. Klettendorf und Markstädt, Groß-Rosen und Waldenburg hießen die Konzentrationslager, in deren Häftlingskleidung er Hitlers viel gerühmte Autobahnen baute und im letzten eisigen Kriegswinter im Steinbruch die wenigen noch übrig gebliebenen Kräfte verbrauchte. Derweilen leistete meine Mutter, mit dem gelben Stern an ihrer Kleidung gegen die Nachbarn in einer Munitionsfabrik in ihrer Heimatstadt Dresden. Während in den Häusern der Straße Oberpfälzisch, Schlesisch und Ostpreussisch gesprochen wurde, war bei uns litauisches oder galizianisches Jiddisch zu hören, wenn Freunde meiner Eltern zu Besuch kamen. Sie sprachen in der Umgangssprache nicht über die Vergangenheit und auch nicht über kulturelle oder religiöse Differenzen. Man tauschte sich über das Wetter aus, und wenn jemand am Sonntag Eier oder Mehl brauchte, hat man sich.



Michael Brenner ist Professor für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München und Direktor des Zentrums für Israel-Studien an der American University in Washington, D. C. Zuletzt erschien sein Buch „Israel: Traum und Wirklichkeit des jüdischen Staates“. FOTO: STEPHAN RUMPF

In unserem Haus gab es ein Zimmer, das von keiner Tür verschlossen war, sondern nur von einem geheimnisvollen roten Samtvorhang mit Kordel vom Wohnzimmer getrennt war. Schritt man durch den Samtvorhang, so konnte man glauben, von der bayerischen Provinzstadt in die weiße Welt gelangt zu sein. Für mich war es das Tor zur Welt. Man musste dazu in kein Flugzeug steigen und kein Meer durchqueren. Das Bücherregal bot genügend Fluchtwege. Im Bücherregal meiner Eltern standen sie alle, die Klassiker der Weltliteratur: von Lessing bis Dostojewski, von Jean Paul bis Jean Paul Sartre. Balzac war beige eingebunden, Goethe blau und orange, Schiller braun und rot, Heine blau und braun, Ibsen schwarz und gold, Tolstoj rot und fein rosa.

Es gab auch viel Arnold und Stefan Zweig, Lion Feuchtwanger und Alfred Döblin, manchmal mit der Lizenznummer der amerikanischen Militärbehörden. Daneben standen nicht nur Grass und Böll und Frisch und Dürrenmatt, sondern auch Hans Habe und Erich Ebermayer, Ernst Glaesser und Ina Seidel, manchmal mit leicht eingerissenen Umschlägen und vergilbtem dünnen Papier aus den Fünfzigerjahren, manchmal mit den farbigen Umschlägen des Bertelsmann-Buchclubs. Auf der einen Seite des roten Samtvorhangs war die gesamte Zivilisation, wie man sie sich als Bildungsbürger vorstellte. Auf der anderen Seite dann die Bücher zum Zivilisationsbruch, vom Warschauer Ghettozustand über Treblinka bis zum Eichmann-Prozess. Daneben jüdische Memorbücher untergegangener Gemeinden und eine ganze Sektion Dresdner Stadtgeschichte als Hommage an die Herkunft meiner Mutter. Und als Kontrast zur Verfolgungsgeschichte schwarz-weiße Bildbände über das Heilige Land und die Gründung Israels, Biografien von David Ben-Gurion und Moshe Dayan, aber auch hebräische Polianten, aramäische Talmudexemplare und einige jüdische Klassiker.

Offenen Antisemitismus gab es selten. Aber dass er 1945 nicht erloschen war, erfahren wir, als eines Nachts um 2 Uhr das Telefon klingelte. Und wenn ein Telefon klingelte, dann musste man es auch abnehmen. Es konnte nicht aus der Enge geraten in Bolivien zurückgekehrte Tante Paula sein, die wieder einmal gestürzt war, oder Frau Weingarten, deren Fieberthermometer nicht funktionierte, oder vielleicht gar ein Anruf aus dem Ausland. Telefone klingelten damals, in den Siebzigerjahren, laut und penetrant. Jeder im Haus wachte auf.

zuerst meine Eltern, dann meine Großmutter, schließlich auch ich. So standen wir alle in unseren Pyjamas vor den Treppenhäusern. Meine Mutter nahm den Hörer ab. Es war wieder Tante Paula nach Frau Weingarten, und aus dem Ausland kam der Anruf gewiss nicht. Am anderen Ende war eine Stimme, die klang, als ob man eine 45er-Schallplatte auf 33er-Geschwindigkeit laufen ließ. „Sie haben euch vergessen“, und nach einer kurzen Pause: „Sie haben vergessen, euch zu vergessen.“ Wenn ich diese Zeilen über vierzig Jahre später abtippe, kommt mir noch immer die Gänsehaut. Ich höre die verzerrte Stimme und ich sehe das Entsetzen in den Gesichtern meiner Eltern. Das Telefon klingelte wieder in der nächsten Nacht und in der übernächsten auch in der Nacht darauf, und auch wenn es einmal nicht klingelte, konnten meine Eltern nicht schlafen aus Furcht, es könnte wieder klingeln.

Bis dahin hatte ich meine Eltern immer nur sprechen gehört vom Antisemitismus. Nun, ich war vielleicht dreizehn oder vierzehn, verstand ich, was er bedeutete und was er mit einem machen konnte. Man konnte einer solchen Stimme ja nichts Rationales entgegenzusetzen. Man war ihr ausgeliefert. Man hörte sie beim Einschlafen und im Traum und beim Aufwachen. Sie führte einen direkt in die Vergangenheit zurück, die man hinter sich lassen wollte.

Meine Eltern glaubten trotz allem an ein neues, ein besseres Deutschland. Sie glaubten an eine neue Generation von jungen Menschen, die sich mit den Verbrechen einer älteren Generation auseinandersetzen. Meine Mutter ging in Schulen und erzählte von ihren Erlebnissen. Mein Vater war Mitbegründer der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Zum Pessachfest luden wir christliche Gäste ein, die sich für die jüdischen Bräute in den verlassenen, etwas schmuddelhaften und wenn ein anonymen Anrufer uns daran erinnerte, dass die Ewiggestrigen und die Wiedergestrigen weiterhin unter uns waren.

Bei jedem antisemitischen Zwischenfall kam die Frage auf: War es richtig, zu bleiben, oder hätte man sich nach Amerika zu lassen? Hätte man doch nach Amerika gehen sollen wie die Schwestern meines Vaters? Oder nach Israel? Doch die Anrufe kamen nicht wieder, der Mordfall an einem jüdischen Verleger und seiner Lebensgefährtin in Erlangen blieb ein Einzelfall, und an die vielen Friedhofsschändungen und Hakenkreuzschmierereien hatte man sich bald gewöhnt. Deutschland war gewiss nicht perfekt, aber ebenso wenig war es der Rest der Welt. Also blieb man.

Ich weiß nicht mehr, ob es diese Nacht war, in der ich begann, mich für Geschichte zu interessieren. Entschieden dafür war wohl eher, dass mich in der 10. Klasse, es war das Jahr 1980, ein Geschichtslehrer fragte, ob ich mich denn nicht an einem nationalen Geschichtswettbewerb beteiligen wolle und die Geschichte der Juden meiner Heimatstadt Weiden darstellen möge. Ich begann mit Briefschreibungen. Per Hand und mit der Schreibmaschine. Am spannendsten war es wohl, die ehemaligen Weidener Juden, die nun in der ganzen Welt verstreut, in der Dominikanischen Republik und Neuseeland, Uruguay und Israel, Kanada und England lebten, ausfindig zu machen und sie nach ihren Erinnerungen an ihre Heimatstadt zu fragen. Wie naiv das war, merkte ich an den ersten Antworten. Manche erwiderten nur kurz, sie möchten an diese Zeit nicht mehr erinnert werden und schon gar nicht darüber reden. Und ich begann mit dem jungen Jude überhaupt in dem Land zu suchen habe, aus dem sie vertrieben wurden. Andere aber sandten lange handgeschriebene Briefe mit nostalgischen Kindheits Erinnerungen und schmerzhaften Jugenderlebnissen zurück. Vom Schwammerlrischen im Oberpfälzer Wald und von den Nachbarn, die ihnen die Fensterscheiben einschlugen. Von ihren ersten Liebesabenteuern und von den Kindern in HU-Uniform, die sie auf dem Schulweg mit Steinen bewarfen.

Eigentlich sollte der jüdische Staat in München gegründet werden

Ich befragte auch die Mitglieder der Weidener Nachkriegsgemeinde, die zumeist aus Polen stammten. Von ihnen hörte ich Geschichten, die für einen Sechszehnjährigen an die Grenzen des Erträglichen gingen. Ich erfuhr zum ersten Mal auch Details der Überlebensgeschichten meiner Eltern und über den Tod meiner Großeltern. Ich nahm alles mit meinem orangen Kassettenrecorder auf. Ich ließ mich schwer erahnen. Etwa die nicht ganz geklärten Umstände einer einstigen Mitgliedschaft in der NSDAP und der SA? Ich weiß nur noch, dass es unglaublich viele Fotografen mit Blitzlichtern bei der Zeremonie gab und dass am Abend die „Tagesschau“ berichtete. Und dass ich meinen blauen Anorak in



Weiden in der Oberpfalz, 1950er-Jahre: 40000 Katholiken, 4000 Protestanten und 40 Juden – unter ihnen die Familie Brenner, hier sieben Jahre vor Geburt des Autors.

FOTO: MICHAEL BRENNER / PRIVAT

der Villa Hammerschmid demagisch. Vielleicht ging der Herr Carstens dann ja auch mal wandern, was seine Leidenschaft war. Ich aber hatte meine Leidenschaft entdeckt: Geschichte zu schreiben.

Nach Studium, Promotion und ersten Lehrjahren in den USA wurde ich 1997 an den gerade neu errichteten Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU berufen und kehrte aus den USA zurück. Bereit habe ich es nicht. Wir haben schließlich das beste Weißbier, die beste Fußballmannschaft und die beste Universalität in unserer Stadt. Und seit Heinrich Heine, dessen Kellnerin Mannerl bekannterweise ausrief: „Ironie haben wir nicht, aber jedes andre Bier können's doch haben“, haben wir auch im München von Karl Valentin und Dieter Hildebrandt und Gerhard Polt einiges an Humor und Ironie zu bieten. Und was die jüdische Geschichte der Stadt betrifft, hallo! Die Gründer des Freistaats Bayern war ein Jude – Preuße und Sozialist dazu. Was genau von diesen dreien es war, dass unseren jetzigen Ministerpräsidenten anlässlich seiner Rede zum 100-jährigen Jubiläum dazu verleitet, den Kurt Eisner, wie Valentin es sagen würde, einfach gar net zu ignorieren, das weiß nur er. Ja, und unter wem wurde unser geliebter FC Bayern 1932 zum ersten Mal deutscher Meister? Natürlich unter dem Präsidenten Kurt Landauer und dem Trainer Richard Dombi Kohn. Zugegeben, viel Zeit zum Feiern sollte ihnen nicht bleiben. Ein Jahr später waren sie im neuen Deutschland nicht mehr in ihren Funktionen, und noch ein paar Jahre später war Landauer in Dachau und dann im Exil.

Ach ja, apropos neues Deutschland, da spielte München bekanntlich auch in der ersten Liga. Nicht ganz so bekannt dagegen ist, dass es auch in der Erforschung jüdischer Geschichte eine Pionierrolle einnahm. Freilich nicht genau so, wie man es sich heute wünscht. 1936 wurde in der Großen Aula der LMU, als Teil des Reichsinstituts zur Geschichte des neuen Deutschlands, eine Abteilung zur Erforschung der Judenfrage eingerichtet. Mit viel Pomp und Propaganda. Rudolf Hess saß damals in der ersten Reihe und hörte dem Leiter des Instituts, dem Historiker Karl Alexander von Müller, zu, wie dieser von „der großen nationalsozialistischen Revolution Adolf Hitlers“ schwärmte und versprach, geistige Waffen im Kampf gegen das Judentum zu liefern. Was die bayerische Landesregierung nicht davon abhielt, noch 1961 jenem Müller „als Zeichen ehrender und dankbarer Anerkennung für hervorragende Verdienste um den Freistaat Bayern und das bayerische Volk“ mit dem Bayerischen Verdienstorden auszuzeichnen. Ja, man kommt schon mal leicht auf Abwege, wenn man sich in München mit jüdischer Geschichte beschäftigt.

Als das Institut dann nicht mehr nötig war, denn die Endlösung der Frage, die es erforschen wollte, war ja nahezu gelöst, entstand ausgerechnet inmitten der Trümmer der ehemaligen Hauptstadt der Bewegung nun die neue Hauptstadt jüdischen Lebens in Deutschland. Hierher hatte es Zehntausende jüdischer Überlebender aus Osteuropa, sogenannter Displaced Persons, verschlagen. Sie waren in Dachau oder auf Todesmärschen in der Umgebung befreit worden oder aus Polen geflüchtet, wo der Antisemitismus auch nach 1945 weiterlebte.

Sie waren über dem Weg in ein Land, das damals noch kämpfte werden musste, in den zukünftigen jüdischen Staat, der noch nicht Israel hieß. Zunächst führen sie aber erst einmal mit der „Palästina-Express“ genannten Straßenbahn in die Möhlstraße, wo sich damals das Zentrum jüdischen Lebens in München befand. Eigentlich sollte dieser jüdische Staat hier in München

gegründet werden. Nach München berief im Sommer 1897 Theodor Herzl den allerersten Zionistenkongress ein. Die Einladungskarten waren schon gedruckt. Da beehrte die Israelitische Kultusgemeinde vor Ort auf.

Mit diesen Zionisten wolle man nichts zu tun haben, was wollte man denn in der Wüste von Judäa? Man war schließlich deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens – und noch mehr als beides: Bayer. Also ging Herzl nach Basel, und so gibt es heute in jeder israelischen Stadt eine Revue

Basel – eine Basel-Straße, und eben keine Revue München.

Die Münchner jüdische Geschichte ist eine lange und eine lang unterbrochene. 1229 wird in einer Regensburger Urkunde ein „Abraham von Munich“ genannt. Dann folgt wenige Jahre später bereits eine Schreckensmeldung: 1285 fand der erste Pogrom gegen die Münchner Juden statt. Sie wurden wie an so vielen Orten eines Ritualmordes beschuldigt, woraufhin sie sich in das obere Stockwerk der Synagoge flüchteten, die angezündet wurde. So, wie 1285

die 68 jüdische Menschen verbrannt, so verbrannt am 13. Februar 1970 sieben Überlebende des Holocaust durch einen bis heute nicht aufgeklärten Brandanschlag auf das jüdische Altenheim in der Reichenbachstraße, so starben elf israelische Sportler am 5. September 1972 durch den terroristischen Angriff während der Olympischen Spiele.

Wenn ich heute auf den Sommer 1997 zurückblicke, als ich nach München kam, dann kann ich nur sagen: Was war dies doch für eine Zeit der Hoffnung und des Aufbruchs. Es gab seit wenigen Jahren eine jüdische Buchhandlung und eine jüdische Volkshochschule, und man plante den Bau von Gemeindezentrum, Synagoge und Museum. Niemand ahnte damals, dass einmal eine politische Partei ganz rechts aus den meisten Stimmen unter jungen Wählern in diesem Land gewinnen wird; dass man in der Öffentlichkeit lieber keine Kippa und keinen Davidstern trägt; dass das Wort Jude zu einem Schimpfwort auf Pausenhöfen und in Fußballstadien und dass das Wort Israel zu einer Hassparole auf deutschen Straßen wird.

Massenmörder gehen frei herum, haben ihr Häuschen, züchten Blumen

All dies lässt mich an die Worte von Ignatz Bubis denken, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, der 1999 im letzten Gespräch vor seinem Tod mit dem Magazin Stern auf die Anschläge von Hoyerswerda, Rostock-Lichtenhagen, Mölln und Solingen sowie auf die Brandrede von Martin Luther zurückblickte und sich eingestand: „Ich habe nichts bewirkt.“ Oder an die Worte des Historikers Joseph Wulf, der wie Bubis ein Holocaust-Überlebender war und der zu einer Zeit an den Terror des Nationalsozialismus erinnerte, als in Deutschland nur wenige davon hören wollten. Bevor er 1974 aus dem Fenster seiner Berliner Wohnung sprang, hatte er in einem Abschiedsbrief an seinen Sohn geschrieben: „Ich habe hier 18 Bücher über das Dritte Reich veröffentlicht, und das alles hatte keine Wirkung. Du kannst dich bei den Deutschen tot dokumentieren, es kann in Bonn die demokratischste Regierung sein – und die Massenmörder gehen frei herum, haben ihr Häuschen und züchten Blumen.“

Wir wissen heute, wie begrenzt unsere Möglichkeiten der Aufklärung sind. Wir kennen unsere Grenzen. Aber wir haben keine Wahl. Wir müssen den Kampf gegen Dummheit, Bosheit und Verblendung weiterführen, egal ob hier oder anderswo. Und ich kann nur hoffen, dass wir in ein paar Jahren einmal sagen können: Was ist das damals doch für eine bersorgnisregende Zeit!

Michael Brenner